

## **Drei antike philosophische Positionen zum Kriegsbegriff und ihre aktuelle Relevanz**

*von Leo Hemetsberger*

Philosophie ist Begriffsbestimmung. Das ist unter anderem ihre Aufgabe. Die durch sie bestimmten Begriffe gelten aber nicht dogmatisch, also als feststehend und unveränderlich, sondern sie sind ihrem Wesen nach dialektisch, in Bewegung, in ihrer Entwicklung zu begreifen. Diese Entwicklung wird durch die Kritik an ihnen weiter getrieben. Nur solche Begriffe gelten philosophisch als zureichend begründet, die aus sich selbst ihren immanenten Widerspruch zum Vorschein gebracht haben. Die Definition verkehrt sich in *ihr* Gegenteil und ist mit ihrem so gesetzten Gegensatz identisch, das vollzieht sich als Negation die negiert wird. Das nennt man dann *die konkrete Einheit des Begriffs mit sich*.

Ein Begriff, mit dem man sich nicht auseinander setzt, den man einfach als gegeben annimmt, ist tot und leer. Die Tendenz besteht, Begriffe auf ihre Funktionalität zu reduzieren, und solange sie operabel sind, man sie also für bestimmte Zwecke gebrauchen kann, wehrt man sich gegen jede Hinterfragung, die gerade Aufgabe der philosophischen Reflexion ist. Aber es geht in der Philosophie nicht um das Zerreden der Begriffe, sondern das Vernehmen ihrer eigentlichen Bedeutung. Die Lebendigkeit eines Begriffes ergibt sich aus seiner Aktualität, also gerade dadurch, dass man ihn in Beziehung setzt zu den Erscheinungen bzw. in unserem Fall Ereignissen, die durch ihn ihre Bedeutung erlangen sollen.

Stelle man sich also die Frage, was Krieg heute bedeute. Das Heute ist aber relativ, es ist in vielfältigen Bezüglichkeiten verhaftet. Der Begriff des Krieges steht in einer Relation zu seiner geschichtlichen Bestimmtheit, seine Herkunft zeigt sich an ihm selbst. Von daher ist es wichtig, sich auch den Ursprung eines Begriffes immer wieder zu vergegenwärtigen. Am Anfang steht bekanntlich das Wort, und wer die Begriffe definiert, hat die Macht über ihre Interpretation. Deshalb greift jedes politische System auf philosophische Grundlagen zurück, von denen aus es sich rechtfertigt. Diese philosophischen Grundlagen sind und sind nicht in ihren jeweiligen zeitlichen Horizonten verankert.

Wir können den Kriegsbegriff der Antike nicht ungefiltert auf die Jetztzeit übertragen, wir müssen uns aber darauf einlassen, und zwar so, dass wir in

unserem Einlassen darauf achten, mit welchen Voraussetzungen wir an die alten Texte heran treten. Das nennt man Hermeneutik, die Kunst des Verstehens des ganz Anderen und die Übersetzung ins Jetzt, der Versuch einer Interpretation. Dabei sollte man z.B. die zeitlichen, kulturellen, sozialen und religiösen Bedeutungshorizonte mit reflektieren, sollte ermessen können, wie die Frage lautet, zu der die Antwort geschrieben wurde, und bedenken was es heißt, Textpassagen aus einem größeren Kontext heraus zu lösen und sie als für sich gültig anzunehmen. Dadurch können sich große Verschiebungen ergeben. Es klingt ganz anders, wenn plötzlich ein Zitat für Alles sprechen soll. Daher muss man sehr vorsichtig sein. Platon und Aristoteles, die ich hauptsächlich behandeln werde, haben in ihren Werken immer die verschiedensten Positionen zu Wort kommen lassen und aus diesen Widersprüchen ihre Schlüsse gezogen. Ihre hier kurz dargestellten Ergebnisse können also ohne den Verweis auf die Genese aus den gegensätzlichen Behauptungen gar nicht entsprechend verstanden werden. Geht man andererseits auf Alles ein, hat man das Problem, dass das leicht den Textrahmen sprengt.

Die voraussetzungslos scheinenden Werkzeuge zur Analyse eines Textes sind also selbst zu hinterfragen, um einem eventuell geforderten wissenschaftlich methodischen Ansatz genügen zu können. Erst ein hermeneutischer Zugang öffnet den Weg zum Begreifen dessen, was damals geschrieben wurde. Aus der Erfahrung des Nichtverstehens kann sich eine Deutung ergeben. Wir sollten die Texte der Antike also zumindest als schwierig begreifbar lesen lernen und davon ausgehen, dass man sie nicht 1:1 übernehmen kann, weil eben die damalige Umwelt, das individuelle Verhalten der Menschen, die ausgebildeten Fähigkeiten, ihre das Leben bestimmenden Glaubenssätze, die sich zugeschriebenen einzelnen und kollektiven Identitäten, sowie das größere Ganze, indem sich die Menschen eingebettet wussten, ganz anders waren, als es heute der Fall ist. So verschieden die Weltmodelle heute sind, so unterschiedlich waren sie auch damals. Nur wenn wir radikal davon ausgehen, dass wir nichts von dem, was damals geschrieben wurde, im eigentlichen Sinn verstehen können, sind wir achtsam genug, um nicht in die Fallen eines einfachen Kopieren oder Nachahmens hinein zu geraten. Dann öffnet sich auch der Weg zum Verständnis dessen, was über den damaligen zeitlichen Horizont hinausgehend für uns heute an dem Geschriebenen noch relevant sein kann, weil es, wenn es diese Prüfungen besteht, den Anspruch eines ewig Gültigen erfüllt. Das ewig Gültige ist dasjenige, was sich nur durch intensives Hinterfragen und fundamentales Bezweifeln bewährt. Vor

dieser Aufgabe steht jede Generation von neuem, und die Tradition zu bewahren ist nicht das blinde Befolgen willkürlicher scheinbar unverständlicher Regeln aus der Vergangenheit, sondern das Aktualisieren dessen, was sonst nur toter Buchstabe bleibt, denn – „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Was man nicht nützt, ist eine schwere Last; nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.“<sup>1)</sup>

Ich möchte in einigen Gedanken zu drei Positionen der philosophischen Auseinandersetzung mit dem Kriegsbegriff überblickend ihre aktuelle Relevanz und Unzulänglichkeit für unsere augenblickliche Situation aufzeigen. Dazu steigen wir in der Tradition bis zu den Anfängen zurück und vernehmen die Bedeutung des Wortes *Krieg*. Und so wie erst die Resonanz, das Widerklingen im Ohr des Zuhörers den Ton erzeugt, so entfaltet der Begriff seine Wirkung in der aktuellen Rezeption, dem Aufnehmen, was also Krieg heute, aus dem Blickwinkel der traditionellen Entwicklung des Begriffs, bedeuten kann. Sich mit dem Kriegsbegriff auseinander zu setzen verortet diesen in der Wirklichkeit und wirklich ist nur, was wirksam werden kann. Am Krieg ist evident, dass seine Auswirkung die Existenz der Menschen bedroht, dass er lebensgefährdend ist. Daher ist es unter dem kantischen Primat der Würde und Unverwechselbarkeit des Individuums notwendig, die Auswirkungen einer Kriegsdefinition in der Wechselwirkung mit den Freiheitsrechten des modernen aufgeklärten Bürgers eines Rechtsstaates zu betrachten, vor allem angesichts der heute nicht mehr nur postulierten, sondern technisch vollziehbaren Totalität des modernen Kriegshandwerks in seiner naturwissenschaftlichen Perfektionierung. Auch wenn von einem gerechten Krieg die Rede ist, müssen wir radikal fragen, und in diesem Sinn zu den Wurzeln zurückkehren, um vielleicht schon von dort her bemessen zu können, ob die Bestimmung eines gerechter Krieg heute überhaupt, schon seinem Begriff nach, noch möglich sein kann.

### **Heraklit (ca. 540 v. Chr. – ca. 480 v. Chr.)**

*„Der Krieg ist Vater aller Dinge, aller Dinge König, die einen erweist er als Götter, die andern als Menschen, die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien.“<sup>2)</sup> Wörtlich übersetzt bedeutet Πόλεμος (Polemos)*

---

<sup>1)</sup> Goethe, Faust I, Zeilen 682-685.

<sup>2)</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente 53, S. 8. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 137 vgl. Diels Vorsokratiker, Bd. 1, S. 88.

Krieg, Auseinandersetzung, Streit. Heute noch ist der Begriff der Polemik im allgemeinen Sprachgebrauch vorhanden, die streitsüchtige Auseinandersetzung, durch die eine andere Ansicht bekämpft werden soll.

Heraklit von Ephesos war ein vorsokratischer Philosoph aus Griechenland. Er gilt als früher und bedeutender Vertreter einer Philosophie des Logos und der Dialektik.<sup>3)</sup> Heraklit hat auch den Beinamen der Dunkle bekommen, weil seine Sätze durch ihn nicht näher erläutert wurden. Das hat sein allgemeines Verständnis nicht gerade erleichtert. Es sind nur kurze Fragmente seiner philosophischen Schriften erhalten, Sätze wie der obige, in denen die Positionen dieses Denkers hervortreten. Die vorsokratische Philosophie beschäftigte sich hauptsächlich mit der Erforschung der Natur, diese sollte auf ein Prinzip zurückgeführt werden, aus dem alles abgeleitet werden kann. Thales von Milet behauptete etwa, dass das Wasser dieses oberste Prinzip sei, für Heraklit dagegen war es das Feuer.

Alles in der Natur, so sagt uns Heraklit mit dem obigen Satz, ist ein Prozess der Bewegung von Gegensätzen, die einander voraussetzen und ineinander umschlagen. So wie der Tag die Nacht beendet und umgekehrt, so stehen einander auch Gesundheit und Krankheit, Reichtum und Armut, Wachen und Schlafen und Krieg und Frieden gegenüber.<sup>4)</sup> All diese Begriffe können ohne ihr Gegenteil nicht verstanden werden. Sie stehen einander aber auch nicht nur einfach gegenüber, sondern sind in einem steten Übergang begriffen. „*Man soll aber wissen, daß der Krieg das Gemeinsame ist und das Recht der Streit, und daß alles durch Streit und Notwendigkeit zum Leben kommt.*“<sup>5)</sup> Die ganze Welt ist ein ewiger Wandel des einen allumfassenden Logos, der Weltvernunft, der sich aus der dialektischen, also streitbaren Entwicklung seiner Momente verwirklicht. Darauf weist Heraklit in dem zweiten berühmten Satz hin: „*Du steigst nicht zweimal in denselben Fluss.*“<sup>6)</sup> Ein Fluss erneuert sich ständig, er bleibt zwar der Fluss, z.B. die Donau, aber das Wasser das seine Substanz ausmacht, ist niemals dasselbe, denn

---

<sup>3)</sup> Hegel schreibt über Heraklit in seiner Geschichte der Philosophie: „Hier sehen wir Land; es ist kein Satz des Heraklit, den ich nicht in meine Logik aufgenommen“ Hegel Werke 18, Frankfurt 1986, S. 319.

<sup>4)</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente 67, S. 10. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 139 vgl. Diels Vorsokratiker, Bd. 1, S. 90f.

<sup>5)</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente 80, S. 12. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 141 vgl. Diels Vorsokratiker Bd. 1, S. 94.

<sup>6)</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente 91, S. 13. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 142 vgl. Diels Vorsokratiker Bd. 1, S. 96.

er ist ständig im Fließen, in seinem Sein ist der Fluss dem steten Wandel unterworfen, er ist, indem er zugleich nicht mehr das ist, was er gerade noch war, ein stetiges Entstehen und Vergehen, ein ewig Werdender.

Diese einfache Naturbeobachtung kann man nur verstehen, indem man über die greifbar erfahrene Wirklichkeit nachdenkt. Der Logos, die Sprache, die Vernunft ist die Wahrheit der wechselnden Erscheinungen, so werden sie begreifbar. Durch den Verstand werden die Erscheinungen bestimmt, durch die genaue ausschließende Definition; die Vernunft setzt die so entstandenen notwendigen Gegensätze in eine umfassende Bezüglichkeit ihrer relationalen Gültigkeit. Der Gegensatz des Krieges ist einfach gesprochen der Friede. Beide Begriffe sind ohne einander nicht bestimmbar, das ist trivial, sie sind notwendig aufeinander bezogen, setzen einander voraus, ohne Krieg kein Friede und vice versa, und sie setzen sich eindeutig voneinander ab. „*Das auseinander Strebende vereinigt sich und aus den verschiedenen [Tönen] entsteht die schönste Harmonie und alles entsteht durch den Streit.*“<sup>7)</sup> So wie in der Musik die einzelnen Töne einer Melodie als solche unterscheidbar bleiben, muss genau gesagt werden können, was Krieg und Friede jeweils sind, obwohl Übergänge zwischen ihnen notwendig sind und Momente des einen im anderen vorhanden bleiben.

In der dialektischen Betrachtung kommt den Menschen das beständige Werden alles Seienden zu Bewusstsein. So ist das Nachdenken der Wirklichkeit möglich. Wenn im Nachdenken über die Dinge und Begriffe ihr Wesentliches zum Vorschein kommt, so bleibt dieses ebenfalls einem Wandel unterworfen, auch das können wir von Heraklit mitnehmen. Seine Erkenntnis zur Bedeutung des Streits und Widerspruchs in allem Seienden kann nicht unreflektiert auf einen aktuellen Kriegsbegriff umgemünzt werden, doch bleiben Momente desselben heute noch sofern relevant, dass genau zu bestimmen wäre, wie sich gegensätzliche Bestimmungen von einander abgrenzen und wie sich so ideologische Positionen entlarven, die die klaren Grenzziehungen zu ihren subjektiven Zwecken verwischen, indem sie Krieg, Frieden, Freiheit und Demokratie so lange in ihrem Sinne propagandistisch verfälschen, dass der ursprüngliche Sinn verloren scheint. Denn das widerspricht ebenfalls Heraklits Position, dass man die Begriffe einfach in Prozessen der steten Veränderung auflöst. Der Gedanke

---

<sup>7)</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente 8, S. 3. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 132 vgl. Diels Vorsokratiker. Bd. 1, S. 79.

als Verstand ist das Feste an den vergänglichen Erscheinungen, zwar setzt die Vernunft diese Unterschiede in eins, aber sie verschwinden damit nicht in bloß beliebigen Hinsichten, sondern ihr immanenter Widerspruch konstituiert ihre Wirksamkeit als notwendige Momente eines systematischen Zusammenhangs. „*Der Weg auf und ab ist ein und derselbe.*“<sup>8)</sup>

### Platon (427 v. Chr. – 347 v. Chr.)

Mit Platon haben wir einen Philosophen vor uns, der seine Lehre in Dialogen weiter gegeben hat. Die Philosophie lebte für ihn vor allem im Gespräch. Das Ziel der Platonischen Dialoge ist nicht nur die polemische Auseinandersetzung mit seinen Gegnern, sondern es geht ihm um die dialektische Entwicklung von Problemstellungen, damit daraus das Wesentliche bewusst werden kann und das zugrunde Liegende zum Vorschein kommt. Er ist der erste systematische Philosoph, und hat mit seiner Ideenlehre eine Erkenntnistheorie entworfen, die auch in den heutigen philosophischen Positionen noch nachwirkt. Der englische Philosoph Alfred North Whitehead (1861 – 1947) sagte, die ganze Philosophiegeschichte könne als Kommentar zu Platon gelesen werden.

Im Dialog *Politeia* geht es Platon um die Frage nach der *Gerechtigkeit* und davon ausgehend, um einen entsprechenden Menschen- und Staatsbegriff. Wenn aber Platon und in der Folge auch Aristoteles vom Staat sprechen, dann meinen sie den damaligen griechischen Stadtstaat, die Polis. Platon versucht in seinem Dialog die bestmögliche Polis ihrem Begriff nach zu beschreiben, Hegel spricht im Zusammenhang mit der *Politeia* von dem *leeren Ideal*, das nichts anderes zum Ausdruck gebracht hat, als das Wesen der griechischen Sittlichkeit.<sup>9)</sup> Die platonische Republik steht mehr als *Paradigma*, als ein Vorbild für alle existierenden Polisgemeinschaften des antiken Griechenland, die sich an ihr zu messen haben, sie aber niemals erreichen können.

Die antike Polis ist nur rudimentär mit dem heutigen aufgeklärten Rechts- und Verfassungsstaat vergleichbar. Das ist z.B. am Verhältnis von Staat und Religion sofort evident. Die Trennung von Kirche und Staat ist erst vom Christentum aus überhaupt denkbar geworden. „*So gebt dem Kaiser, was des Kaiser ist, und Gott, was Gottes ist.*“<sup>10)</sup> Von der Antwort Jesu auf die

---

<sup>8)</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente 60, S. 9. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 138 vgl. Diels Vorsokratiker Bd. 1, S. 89.

<sup>9)</sup> Hegel Werke 7, Frankfurt 1986, S. 24.

<sup>10)</sup> Lk 20,25, Mt 22,15-22, Mk 12,13-17.

provokant an ihn gerichtete Frage, ob an den Kaiser Steuern zu zahlen seien, ist die prinzipiell mögliche Trennung von Kirche und Staat aus diesen Kernaussagen der christlichen Lehre ableitbar.<sup>11)</sup> Darauf führt auch das Paradoxon der jüngst vergangenen Diskussion um eine Verankerung unseres religiösen Fundaments, oder wie man es auch nennt, der europäischen Geistesgeschichte, in der Präambel zu einer europäischen Verfassung zurück. Indem sich der aufgeklärte europäische Staatsbegriff reflexartig gegen jegliche Berührung mit der Religion wehrt, und seine ausschließliche Selbständigkeit behaupten will, offenbart er in dieser Negation zugleich die Bezüglichkeit zu seinen religiösen Wurzeln in der Form eines metaphysischen Kontext, von dem aus die mögliche Trennung von weltlicher und göttlicher Macht abzuleiten wäre. Der Rechtspositivismus, auf den man sich gerne beruft, bleibt in dieser Frage bloß pragmatisch und greift zu kurz. Die aus dem Freiheitsproblem sich aufwerfenden Fragen nach der zureichenden Letztbegründung, wie sie das Naturrecht im Vernunftbegriff gibt, öffnet sich dem Dialog mit den Offenbarungsüberlieferungen, ohne dass die Philosophie auf ein Anhängsel der Theologie reduziert wird. Nachweislich ist in keiner Religion dieser *Spalt der Freiheit* einer weltlichen Macht als freiwilliger göttlicher Selbstbeschränkung möglich geworden, außer im Christentum.

Für die alten Griechen war eine Trennung von Religion und Staat undenkbar. Platon nimmt in jedem seiner Dialoge auf die Götterwelt Bezug, er zitiert sie durch Dichter, von Hesiod und Homer über Pindar bis zu seinen zeitgenössischen Dramatikern. Der antike Staat war unmittelbar in seiner Religion verwurzelt, er war der reale Ausdruck ihrer politischen Wirksamkeit. Ausgehend von der Familie hatte jeder Verband innerhalb der Polis seine spezifischen Kulte, ohne Rückbeziehung auf die Götter war gar nichts möglich. Agnostizismus und Atheismus waren gesellschaftlich nicht toleriert und allein schon der Verdacht reichte aus, um mit dem Tode bestraft zu werden, wie es bei Sokrates der Fall war.<sup>12)</sup> Jede Polis hatte ihren eigenen religiösen Kult, was für uns heute als Polytheismus religionsgeschichtlich zusammengefasst wird, bedeutete damals die substanzielle Unterscheidung der politischen Gemeinschaften voneinander. Es war leichter einen

---

<sup>11)</sup> „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet.“ Röm 13 1.7.

<sup>12)</sup> Sokrates wurde im Jahre 399 v. Chr. wegen Asebie (Gottlosigkeit) zum Tode verurteilt. Man hat ihm vorgeworfen, nicht an die athenischen Götter zu glauben.

anderen Stadtstaat zu unterwerfen, als mit ihm ein Bündnis einzugehen, weil sie sich von unterschiedlichen Gottheiten ableiteten und die Kulte nicht einfach übernommen werden konnten. Auch wenn die Gottheiten oft gleiche Namen hatten, die in Sparta verehrte Göttin Artemis Orthia ist etwa nicht die gleiche Artemis, die in Ephesos angebetet wurde, war durch die verschiedenen Kulte eine unüberwindbare Barriere gesetzt. Jedes Heer trug seine Götter mit sich in die Schlacht, jeder Krieg war ein Krieg der Götter gegeneinander, und man bekämpfte sich ohne Erbarmen. „*Man erklärte den Krieg nicht nur den Kriegern, sondern der ganzen Bevölkerung – Männern, Frauen, Kindern und Sklaven. Man erklärte ihn nicht nur den Menschen, sondern auch den Feldern, und den Ernten. Man verbrannte die Häuser, man fällte die Bäume; die Ernte des Feindes wurde fast immer den unterirdischen Göttern geweiht und deshalb verbrannt.*“<sup>13)</sup>

Platon bestimmt drei Seelenteile des Menschen, er differenziert das *Begehren*, die *Vernunft* und den *Eifer* voneinander und leitet daraus drei Menschentypen ab, den Genussmenschen, den Weisheitsliebenden und den Machtmenschen. Es gibt dazu analog in der staatlichen Ordnung drei Stände, den der Bedürfnisbefriedigung zur Sicherung der Lebensgrundlagen, den Stand der Philosophen und Regierenden und den Wächterstand, welcher die Aufgabe hat, die Gemeinschaft zu schützen. Ein Staat kann nur bestehen, wenn es ein maßvolles, gerechtes Verhältnis aller Teile zueinander gibt. Jeder Stand soll das Seine tun, und jedem steht das Seine zu.<sup>14)</sup> Die Gemeinschaft ist bei Platon also vielfältig organisiert, es gibt im Gegensatz zum indischen Kastenwesen aber auch die Möglichkeit, zwischen den Ständen zu wechseln, wenn eine Seele besser in einen anderen Stand passen sollte. Der Staat ist gemäß den vier Kardinaltugenden *weise*, *tapfer*, *besonnen* und *gerecht*.<sup>15)</sup> Der Mensch wie auch der Staat ist dann gerecht, wenn die Vernunft durch den Eifer unterstützt das Begehren anleitet. Der höchste, nicht weiter ableitbare, sondern alle anderen Formen der Wirklichkeit bestimmende Grund ist der platonische Gottesbegriff als die Idee des Guten, die „*an Würde und Kraft noch über das Sein hinausragt.*“<sup>16)</sup>

<sup>13)</sup> Numa Denis Fustel de Coulanges, *Der antike Staat*, Klett-Cotta 1981, S. 280.

<sup>14)</sup> Platon, *Politeia* 433 st (τά ἑαυτοῦ πᾶσταιν).

<sup>15)</sup> Platon, *Politeia*, 427e.

<sup>16)</sup> Platon, *Politeia*, 509 st.



Was sagt uns Platon zum Krieg? Er gibt uns eine Definition, indem er ihn von einer anderen Form der Auseinandersetzung unterscheidet: *„Feindschaft von Zusammengehörigem nennt man Zwietracht, die des Auswärtigen aber Krieg. (...) Wenn also Hellenen mit Ausländern und Ausländer mit Hellenen kämpfen, so werden wir sagen, dass sie Krieg führen und daß sie von Natur Feinde seien, und diese Feindschaft muß man Krieg nennen; wenn Hellenen aber gegenüber Hellenen etwas Derartiges tun, werden wir zeigen, daß von Natur sie Freunde seien, daß aber Hellas in solchem Falle krank und zwistig sei, und solche Feindschaft müsse Zwietracht genannt werden.“*<sup>17)</sup> Er zieht also einen klaren Trennungsstrich zwischen einer Auseinandersetzung mit Freunden oder Feinden.<sup>18)</sup> Das größte Übel stellen für Platon die Auseinandersetzungen zwischen Polismitgliedern dar. Die Politeia ist durchzogen von Warnungen vor Streitigkeiten innerhalb Athens, wie sie Platon in seinem Leben immer wieder erleben musste. Der Begriff στάσις (Stasis – Zwietracht, Aufruhr, Erhebung, Rebellion, Bürgerkrieg) wird von Platon deshalb scharf vom Krieg mit Feinden, dem πόλεμος (Polemos) abgegrenzt.

So wie der Mensch nur glücklich werden kann, wenn er lernt sich selbst zu beherrschen, kann auch der Staat nur durch freiwillige Selbstbeschränkung von Dauer sein. *„Denn über den Besitz von Geld und Gut entstehen alle Kriege, und diese müssen wir haben des Leibes wegen, weil wir seiner Pflege dienstbar sind, und daher fehlt es uns an Muße, der Weisheit nachzutrachten, um aller dieser Dinge willen.“*<sup>19)</sup> Das Faktum unserer Körperlichkeit und ihrer notwendigen Selbsterhaltung steht am Anfang aller Erfahrung, die Lust und der Schmerz des Verlustes. Erstere wird angestrebt, der Schmerz jedoch soll vermieden werden. Daraus entwickeln sich die Bedürfnisse, die sich aber ins Unendliche steigern lassen, wenn durch die Vernunft keine Grenze gezogen wird, das ist bei Platon die wichtige Kategorie des Maßes, μέτρον (Metron), das beim Menschen durch die richtige erzieherische Behandlung erreicht werden soll.<sup>20)</sup> Indem Platon das Wesen menschlichen

<sup>17)</sup> Platon, Politeia 471 st f.

<sup>18)</sup> Diese platonischen Kategorien sind auch noch für den umstrittenen Staatstheoretiker Carl Schmitt die der „spezifisch politischen Unterscheidung. (...) Freund und Feind sind in ihrem konkreten, existenziellen Sinn zu nehmen, nicht als Metaphern oder Symbole“ Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen, Duncker & Humboldt, 2002, S. 26/28.

<sup>19)</sup> Platon, Phaidon 66c/d.

<sup>20)</sup> Platon, Politeia 410 st.

Gemeinschaftslebens in seinen Dialogen herausarbeitet, von den Grundlagen der menschlichen Seele bis zu den verschiedenen Verfassungen und ihre geschichtliche Auf- und Auseinanderfolge,<sup>21)</sup> zeigt er im Großen auf jenes Maß, an dem man sich orientieren können soll. Doch bleibt er skeptisch, was die konkrete Umsetzung betrifft, sowohl den gerechten Menschen,<sup>22)</sup> als auch einen vollkommenen Staat betreffend.<sup>23)</sup> Der gerechte Mensch muss damit rechnen, vom ungerechten übervorteilt zu werden, und der Staat steht in der Geschichte und ist den Höhen und Tiefen seiner Existenz ausgeliefert.

Wenn sich also, wie es schon in der antiken Geschichte immer wieder vorkam, eine Polis vom Leitsatz des Maßvollen abwendet und, wie es Platon nennt, sie sich aufgedunsen hat, dann braucht sie zu ihrer Selbsterhaltung mehr Mittel, als auf dem eigenen Staatsgebiet zur Verfügung stehen und sie muss fremdes Hab und Gut in ihren Einflussbereich bringen, um die Bedürfnisse der vom Luxus verführten Bürger zu befriedigen und innenpolitische Unruhen zu verhindern.

Die Gier und das daraus resultierende ökonomische Ungleichgewicht sind die Anlässe für die Ausdehnung des Staates über sein Gebiet, „... und daraus entsteht vorzugsweise Unheil für die Staaten, für die Einzelnen wie für das Ganze, wofern Krieg entsteht.“<sup>24)</sup> Um einen Staat vor solchen Übergriffen von außen zu schützen ist es notwendig, dass er sich verteidigen kann. Sofern könnte man von Platon folgende Differenzierung zur Frage nach dem gerechten Krieg ableiten:

- Ein Krieg ist legitim, wenn er die bestehende Ordnung eines Staates verteidigt.
- Ein Krieg ist nicht zulässig, wenn er aus Habsucht vom Zaun gebrochen wird und es um die Eroberung fremder Ressourcen geht.

---

<sup>21)</sup> Platon, Politeia 545 st-576 st Er listet nacheinander die Verfassungsformen und die in ihnen mächtigen Individuen, gemäß ihrem Charakter auf. Gut und gerecht ist neben der Verfassung der *Monarchie* die *Aristokratie*, ihr Abfall aus den inneren Zwistigkeiten ist die *Timokratie* – dort herrscht die Ehrsucht vor, daraus entsteht dann die *Oligarchie* – Geldsucht, woraus später die *Demokratie* – mit ihrem Freiheitsverständnis als Willkür, wo auch die Armen reich werden wollen entsteht; nach der Massenherrschaft der *Ochlokratie*, wo die Demagogen der Masse schmeichelnd nach dem Mund reden, erhebt sich schließlich die *Tyrannie*, wo sich alle zur Entlastung von der Freiheitsverantwortung und dem Anspruch der Tugend dem Einen unterwerfen, der in der Allmacht seine Lust genießt und alle zu zerstören bereit ist, um sich selbst zu erhalten.

<sup>22)</sup> Platon, Politeia 517 st.

<sup>23)</sup> Platon, Politeia 592 st.

<sup>24)</sup> Platon, Politeia 373 st.

Platon ist damit weit davon entfernt einem abstrakten Pazifismus das Wort zu reden, er anerkennt das Begehren als natürliches Moment der Seele, sowie das es die Sicherung der Lebensgrundlagen für den Staat ist. Aus dem Verhältnis der Momente des organischen Ganzen entwickeln sich die Widersprüche als wirkungsvolles Zusammenspiel. Ein in sich heterogenes Gemeinwesen schwebt ständig in der Gefahr, das natürliche Gleichgewicht zu verlieren und sich von seinen eigentlichen Zielen zu entfernen.

„Krieg ist in Analogie zu Krankheit nicht wünschenswert, nicht natürlich, aber praktisch schwer vermeidbar, daher ist ständige Vorbereitung und Übung notwendig.“<sup>25)</sup> Der Wächterstand übernimmt diese Aufgabe, seine Mitglieder brauchen ein gutes Wahrnehmungsvermögen, sie müssen mutig, stark und tapfer sein und die Kriegskunst von klein auf lernen, damit sie sich später bewähren können. Schon als Kinder sollen sie auf das Schlachtfeld geführt werden, damit sie den Krieg und seine Auswirkungen früh selbst kennen lernen und abgehärtet werden. Den Ihrigen gegenüber sollen die Angehörigen des Wächterstandes aber im Gegensatz zu den Feinden sanftmütig sein. Darin sieht Platon eine Schwierigkeit, wie man diese Gegensätze in einer Person vereinigen kann. **Dazu bedarf es der philosophischen Bildung**, denn „weisheitsliebend, beherzt, behend und stark von Natur muss der sein, der ein guter und tüchtiger Wächter der Stadt sein soll.“<sup>26)</sup>

Der Wächterstand ist eng mit dem Stand der Regierenden verbunden. Lediglich die Einsicht in die Idee des Guten fehlt den meisten Angehörigen des zweiten Standes, das ist der einzige Unterschied zu den Philosophen. Platon spricht zwar davon dass: „Wenn nicht entweder die Philosophen Könige werden in den Staaten, oder die jetzt so genannten Könige und Gewalthaber sich aufrichtig und gründlich mit Philosophie befassen (...) gibt es kein Ende des Unheils für die Staaten ...“<sup>27)</sup> der Weg dorthin führt über die Ausbildung zum Krieg. Es sollen die herrschen, die sich im Krieg und der Philosophie hervorgetan haben,<sup>28)</sup> und die Philosophen sind tapfer,<sup>29)</sup> denn ohne Selbstbeherrschung kann es keine Philosophie geben, weil ja z.B. die Vernunft schon das individuelle Begehren leiten muss, sowie der

---

<sup>25)</sup> Platon, Gesetze 829a.

<sup>26)</sup> Platon, Politeia 376 st.

<sup>27)</sup> Platon, Politeia, 473 st.

<sup>28)</sup> Platon, Politeia 543a st.

<sup>29)</sup> Platon, Politeia 486b/487a st.

Staatslenker im Sinne der Ganzen seine Überlegungen anstellen und seine Entscheidungen zum Zweck des Allgemeinen zu fällen hat.

Zu Platons Zeiten können wir von einer ständigen unmittelbaren Präsenz von Gewalt und Konflikten sprechen. Die Bürger innerhalb einer Polis lagen oft miteinander im Streit, es gab oft Rebellionen und auch Revolutionen. Bei außenpolitischen Konflikten zogen die Bürger selbst als Kämpfer in die Schlachten, sie waren die Verteidiger ihrer eigenen politischen Gemeinschaft. Der Begriff des Soldaten, der für Geld kämpft, war noch unbekannt. Platon hat etwa selbst an Feldzügen des peloponnesischen Kriegs teilgenommen.

Wie bewertet Platon den Krieg, den er als ein notwendiges Moment des Zusammenlebens der Menschen in Gemeinschaften bestimmt hat? Er lehnt es ab, wenn es zu viele Kriege gibt, weil so die Polis durch mögliche Knechtschaft gefährdet ist.<sup>30)</sup> Weiters verneint er den Krieg als Mittel zur innenpolitischen Befriedung und Absicherung bestehender Herrschaft, wie es Tyrannen oft praktizieren, die damit ihre Unverzichtbarkeit nachweisen möchten.<sup>31)</sup>

Platon verlangt aber eine Hegung des Krieges, er spricht davon, die Sieger „*müssen sich darauf beschränken, nur die Jahresernte wegzunehmen*“, <sup>32)</sup> er verurteilt, dass sich die Hellenen untereinander versklaven, er missbilligt die Totenschändung, den Waffen- und Tempelraub, die Verwüstung des Landes und die Plünderungen. Das kann als erster Anlauf zu einem Kriegerrecht (*ius in bellum*) gelesen werden, indem Minimalstandards für einen gewalttätigen Konflikt definiert werden. Diese gelten allerdings nur für innergriechische Auseinandersetzungen, nicht für die Konflikte mit so genannten Barbaren. Bei diesen Kriegen ist, im Gegensatz zum heutigen Völkerrecht, ein Angriffskrieg erlaubt.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass aus den unterschiedlichen Positionen Platons weder einen oberflächlichen Pazifismus abzuleiten, noch einen Militarismus oder Bellizismus heraus gelesen werden kann.<sup>33)</sup> Platon akzeptiert die Notwendigkeit und Faktizität bewaffneter gewaltsamer Konflikte, möchte sie innerhalb eines größeren Ganzen verankert

---

<sup>30)</sup> Platon, Politeia 547e st.

<sup>31)</sup> Platon, Politeia 566e st.

<sup>32)</sup> Platon, Politeia 469 st f.

<sup>33)</sup> Popper, Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bd. 1, S. 124, 324.

sehen. Karl Poppers Vorwurf an Platon, die Individualität und Bedeutung des Einzelnen im Sinne eines funktionierenden Kollektivs zu unterdrücken greift zu kurz und war außerdem nicht neu. Schon Hegel weist in seiner Rechtsphilosophie darauf hin, dass Platons Entwurf die „*freie unendliche Persönlichkeit*“ in ihren Rechten verletzt.<sup>34)</sup>

Das kann von der Position Platons aus so nicht stehen gelassen werden. Er skizziert uns ein Bild der griechischen Polis, das auf die Vergangenheit hin gewendet war, auf das was sich in der geschichtlichen Entwicklung des griechischen Staatenlebens bewährt hatte. Platon lebte zu einer Zeit, als die vormals unhinterfragt religiös fundierten Regeln des Zusammenlebens von den Sophisten bereits dekonstruiert wurden. Dem stemmte er sich entgegen und versuchte ein eindeutig bestimmbares Bild der Sittlichkeit aus dem damaligen im Vergehen begriffenen traditionellen Bewusstsein heraus festzuschreiben. So gesehen ist es falsch, das Selbstbewusstsein der neuzeitlichen Individualität einfach in die Antike hinein zu projizieren, wie das Popper getan hat, und etwas einzufordern, was damals noch gar nicht möglich war. Der Begriff des persönlichen Gewissens war erst im Entstehen, z.B. gerade in der Überlieferung des sokratischen Daimonions durch Platon.<sup>35)</sup>

Die selbstbewusste Innerlichkeit der Gewissensfreiheit, die sich die eigenen Handlungen voll zurechnet, wird erst vom Christentum her überhaupt begründbar sein, sowie das Wirklichkeitsverständnis, dass der Mensch *als* Mensch frei und gleich an Rechten ist, und die unendliche Wertigkeit des Einzelnen in der Form seiner Würde für alle gilt. Von da her hat die Differenz von Hellenen und Barbaren im Sinne von Mensch und Untermensch ihre Gültigkeit definitiv verloren.

Wir wissen heute aber auch, wie lange es bis zur konkreten Umsetzung dieser letztlich religiös fundierten Gleichheitsgebote in der Form des neuzeitlichen Völkerrechts, nach dem Westfälischen Frieden gedauert hat und wie sehr diese Bemühungen noch andauern, in vielen Weltteilen unter der Schirmherrschaft der Vereinten Nationen, die in diesen Bestrebungen jedoch vom transatlantischen Imperialismus unter dem Deckmantel einer humanitären Hegemonie gerade jetzt besonders stark instrumentalisiert werden.

---

<sup>34)</sup> Hegel Werke 7, S. 24.

<sup>35)</sup> Platon, Apologie, 40a.

## Aristoteles (384 – 322 v. Chr.)

Aristoteles ist der wichtigste Schüler und zugleich schärfste zeitgenössische Kritiker Platons. Er ist vor allem dadurch bekannt geworden, dass er die formale Logik herausgearbeitet hat, die in der Natur der Sprache und ihrer Grammatik verborgen liegt. Damit wurde durch ihn schon damals der methodische Grundstein der modernen Naturwissenschaften gelegt. Er war aber auch ein großer spekulativer Geist, seine Erörterungen zum Gottesbegriff haben Augustinus und Thomas von Aquin wesentlich beeinflusst und blieben durch das ganze Mittelalter hindurch maßgebend. Bis heute wirken seine Schriften zur Ethik und Politik noch nach. Er hat uns einen Begriff der Politik hinterlassen, der die ganze Tradition begleitet. Gerade deshalb müssen wir gewisse Aussagen, z.B. zur Sklaverei, die unter anderem in seiner Auseinandersetzung mit dem Kriegsbegriff auftauchen, aus seinem Zeithorizont heraus betrachten.

Am Anfang der Politik beschäftigt Aristoteles sich mit dem Phänomen, dass es zu seiner Zeit Menschen gibt, die nicht frei sind. Er erwähnt auch, dass es zu seiner Zeit unterschiedliche Meinungen zur Sklaverei gebe. Sie wird von damaligen Denkern und Dichtern schon abgelehnt, vor allem, wenn von der Sklaverei per Gesetz die Rede ist, dass die im Krieg Besiegten zum Eigentum der Sieger werden, und unter dem zweiten Aspekt, dass jeder Bürger einer Polis in einer anderen Stadt ohne Rechte war und leicht seine Freiheit verlieren konnte. Selbst Platon musste einige Zeit als Sklave verbringen, weil er in Syrakus in Ungnade gefallen und als Sklave verkauft worden war. Er wurde von einem seiner Schüler freigekauft. Danach begründete er seine Akademie in Athen.

Der Staat nach Aristoteles ist weiter und differenzierter strukturiert als das platonische an die Seelenteile angelehnte Modell, er unterteilt die Bürger in acht Klassen: 1. Bauern, 2. Banausen, Handwerker, 3. Handelsstand, 4. Tagelöhner, 5. Wehrstand, 6. Richter und Beamte, 7. die besitzende Klasse, und 8. die Staatsführer.<sup>36)</sup> Die Sklaven werden hier gar nicht aufgezählt, denn Aristoteles trifft eine Unterscheidung: *„Denn der ist von Natur ein Sklave, der eines anderen sein kann – weshalb er auch eines anderen ist – und der an der Vernunft nur insoweit teil hat, dass er sie in anderen vernimmt, sie*

---

<sup>36)</sup> Aristoteles, Politik 1280b 1291a1.

*aber nicht selbst hat.* <sup>37)</sup> Diese Definition ist aus heutiger Sicht nicht mehr haltbar. <sup>38)</sup> Eine gängige Methode, um jene Menschen, die ihrem Begriff nach nicht frei sind, zu dem zu machen was sie sein sollen, nämlich zu Sklaven, ist nach Aristoteles der Krieg. Im alten Griechenland waren die menschlichen Ressourcen noch ein essentieller Produktionsfaktor. Gab es nicht genug Arbeitskräfte, um die gestiegenen Bedürfnisse der elitären Bürgerschicht zu befriedigen, dann wurden Besiegte in die Sklaverei geführt. Dieser Aspekt des Krieges als Wirtschaftsfaktor ist ja auch heute noch allzu bekannt, etwa wenn es um die Sicherung des Zuganges zu Energiereserven geht, wenn *de juri* souveräne Staaten *de facto* in die politische Sklaverei eines durch die Hypermacht der USA weltweit militärisch abgesicherten Imperialismus geführt werden sollen. Das ist die Hybris der momentan in Washington regierenden republikanischen Neocons, die den daraufhin erfolgenden Blowback<sup>39)</sup> des international vernetzten und medial auf die Primetime hin inszenierten Terrorismus absichtlich mit heraufbeschwören, zu dem Zweck, z.B. ihr das Völkerrecht negierende Programm des „New Middle East“ umso radikaler durchziehen zu können.

Betrachten wir noch einige andere Bemerkungen von Aristoteles zum Krieg und prüfen wir, ob sie auch noch für heute relevant sein können. Er fordert wie Platon die notwendigen Maßnahmen ein, die eine widerstandslose Unterwerfung durch einen äußeren Feind unmöglich machen soll, aber man soll sich nicht dazu verleiten lassen, andere Freie zu unterdrücken. „*Ferner muss man auf die Übung im Kriegswesen nicht zu dem Ende Bedacht nehmen, um solche, die es nicht verdienen, zu knechten...*“ <sup>40)</sup> Damit weist er

---

<sup>37)</sup> Aristoteles, Politik 1254b20.

<sup>38)</sup> „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“ Artikel 1 aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen von 1948. Dieses Menschenbild steht auf christlichen Fundamenten, denn die Gleichheit aller Menschen und die Unverwechselbarkeit und Würde der Individualität leitet sich von einem umfassenden Ganzen ab, das eine notwendig trinitarische personale Struktur hat, damit dieser Schluss gelingt. „Wer mich sieht, der sieht den Vater!“ Joh 14,9. Ohne die Ebenbildlichkeit von Mensch und Gott, durch die Vermittlung des Gottmenschen Jesus Christus kann es keine prinzipielle Gleichheit unter den einzelnen Menschen geben. Im Judentum steht der prinzipiellen Gleichheit z.B. die Auserwähltheit des Volkes Gottes entgegen, im Islam zieht der Begriff der religiösen Umma eine Grenzlinie, die einen allgemeinen Menschenbegriff unmöglich macht.

<sup>39)</sup> Chalmers Johnson: „Blowback, The Costs and Consequences of the American Empire“ dt. „Ein Imperium verfällt“, Goldmann 2001. Johnson, langjähriger Südasienspezialist der CIA, belegt gründlich die Problematik langfristiger Auswirkungen der amerikanischen Außen- und Sicherheitspolitik, wenn kurzfristige Strategien einen Rückstoß erzeugen, der oft erst viele Jahre später in seinen negativen Auswirkungen spürbar wird.

<sup>40)</sup> Aristoteles, Politik 1333b35.

erstens auf die Notwendigkeit militärischer Übungen hin, um die Gefahr der Versklavung zu minimieren, denn die Vermeidung der Unterdrückung derer, die ihrem Begriff nach frei sind, müssen diese selbst übernehmen.

Er gibt uns drei Bestimmungen des Krieges:

- „ ... *der Zweck soll erstlich sein, nicht selber von anderen geknechtet zu werden,*
- *sodann zweitens die Hegemonie zum Besten der Beherrschten, nicht behufs der Knechtung aller zu erlangen,*
- *endlich drittens, ein Herrenregiment über die zu gewinnen, die es verdienen, Sklaven zu sein.* <sup>“41)</sup>

Der Verteidigungskrieg ist ein zulässiges Mittel der Abwehr ungerechtfertigter Übergriffe durch andere Gemeinschaften. Das ist auch heute noch allgemein gültiger durch das Völkerrecht definierter Standard, der die propagandistischen Winkelzüge präventiver oder präemptiver Erstschläge als das enthüllt, was sie sind, Verschleierungen eines klassischen Angriffskrieges.

Der Zweck des Krieges ist nach Aristoteles zweitens ein Mittel, um die Vorherrschaft über diejenigen abzusichern, denen im Verbund mit der herrschenden Macht ihre Freiheitsrechte erhalten und bewahrt bleiben sollen. Damit rechtfertigt Aristoteles Hegemonien über besiegte Stadtstaaten, die sich unterworfen haben. Der Hinweis auf „das Beste der Beherrschten“ ist vom Begriff des *guten Lebens* her verständlicher zu machen, den ich noch näher erläutern werde. Auch dieser Punkt ist aus heutiger Sicht problematisch, denn die Souveränität der Nationalstaaten ist nach wie vor der Angelpunkt der internationalen Politik, und sollte daran geknüpft bleiben, was Kant in seiner Friedensschrift skizziert hat:

1. „*Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein.* <sup>“42)</sup>
2. „*Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein.* <sup>“43)</sup>
3. „*Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.* <sup>“44)</sup>

---

<sup>41)</sup> ebd.

<sup>42)</sup> Kant, Zum ewigen Frieden, Reclam, S. 10.

<sup>43)</sup> S. 16.

<sup>44)</sup> S. 21.



An dritter Stelle der aristotelischen Kriegsdefinition rangiert der schon erwähnte Punkt, dass Sklaven durch Kriege in ihre Dienste gezwungen werden sollen, damit sie die Sicherheit der Versorgung des Staates mit den notwendigen Mitteln gewährleisten. Nach Aristoteles gibt es von Natur aus Menschen, die zum Herrschen geschaffen sind, sie haben daher das Recht, andere zu unterjochen. Er geht sogar soweit zu behaupten, dass Kriege gegen Barbaren von Natur aus gerecht seien und mehr die Form einer Jagd haben, um sie zu dem zu machen, wozu sie geboren wurden, nämlich zu Sklaven.<sup>45)</sup> Er vertritt in diesem Sinn eine noch radikalere Position als Platon. Diese Überlegungen zur Sklaverei bleiben einerseits im Zeithorizont des antiken Griechenland verhaftet, andererseits ist die Sklaverei auch heute noch nicht verschwunden, sondern wird in einigen afrikanischen Ländern, wie dem Sudan, zwar nicht direkt vom Staat organisiert, aber geduldet.

Der Krieg gehört für Aristoteles zu Sein und Leben dazu. „*Nun ist aber auch das ganze Leben geteilt in Arbeit und Muße und in Krieg und Frieden, und die Tätigkeiten sind geteilt in notwendige und nützliche auf der einen, und sittlich schöne auf der anderen Seite.*“ Diese Gegenüberstellung bleibt aber nicht so einfach stehen, als gäbe es das Eine und das Andere, sondern Aristoteles gibt uns eine *Wertigkeit* an, nach der sich diese Momente des Lebens zueinander verhalten. Der Krieg zählt nicht zum sittlichen und schönen Leben, er ist *notwendig*, kann also nicht vermieden werden, sein Nutzen besteht aber darin, dass durch ihn die Verteidigung gegen die Unterdrückung möglich wird, und so wird das andere, schöne Leben geschützt. „*Man wählt mithin den Krieg um des Friedens willen, die Arbeit der Muße wegen, das Notwendige und Nützliche des sittlich Schönen wegen ... . Denn man muss zwar arbeiten und Krieg führen können, aber noch mehr verstehen, Frieden zu halten und edler Muße zu pflegen.*“<sup>46)</sup> Der Krieg ist also kein Selbstzweck und soll nicht als ein bloß willkürliches Mittel verstanden werden, um z.B. eine angestrebte Güterfülle zu erreichen, obwohl ihn Aristoteles an anderer Stelle zur Erwerbskunst rechnet.<sup>47)</sup> Für Aristoteles ist das gute Leben durch die anzustrebende Mitte zwischen den Extremen gekennzeichnet.

---

<sup>45)</sup> Aristoteles, Politik 1252a/b, 1255b, 1256b.

<sup>46)</sup> Aristoteles, Politik 1333a30f-41.

<sup>47)</sup> Aristoteles, Politik 1256b.

Das führt Aristoteles am Beispiel der Tugend näher aus. Die Tugend ist „*ein Habitus des Wählens, der die nach uns bemessene Mitte hält und durch die Vernunft bestimmt wird.*“<sup>48)</sup>

Wie bei Platon haben auch für Aristoteles die Bedürfnisse kein Maß in sich. Es ist die Aufgabe des vernünftigen Denkens, in den Entscheidungen die rechte Mitte zu treffen. Das Ziel des Staates bei Aristoteles ist die „*vollendete Selbstgenügsamkeit, die um des Lebens willen entstanden ist und um des vollkommenen Lebens willen besteht.*“<sup>49)</sup> Der Mensch ist seinem Wesen nach von Natur aus ein staatliches Wesen,<sup>50)</sup> mit Sprache begabt, um Schmerz, Lust, Schädliches und Nützlichendes unterscheiden zu können. Die Menschen „*haben Sinn für Gut und Böse, für Gerechtes und Ungerechtes und was dem ähnlich ist. Die Gemeinschaftlichkeit dieser Ideen aber begründet die Familie und den Staat.*“<sup>51)</sup> Ein Staat hat dann die besten Chancen im Wettstreit mit anderen, wenn die Bürger gleiche bzw. ähnliche Ideen verfolgen, wenn sie ein gemeinsames Ziel haben. Die höchste Tugend im Handeln der Einzelnen wie auch des Staates ist die Gerechtigkeit „*Die Gerechtigkeit aber, der Inbegriff aller Moralität, ist ein staatliches Ding. Denn das Recht ist nichts anderes als die in der staatlichen Gemeinschaft herrschende Ordnung, und eben dieses Recht ist es auch, das über das Gerechte entscheidet.*“<sup>52)</sup>

Wodurch wird der Staat konkret zu der Gemeinschaft derjenigen, die in einem guten Leben zusammen leben? „*Man wohnt beieinander; schließt Ehebindnisse hat Kultusvereine und Opfergenossenschaften. Die sind das Werk der Freundschaft; denn es ist Freundschaft, wenn man sich entschließt, zusammen zu leben. Der Staat besteht wegen des tugendhaften Lebens miteinander, nicht nur wegen dem Zusammenleben.*“<sup>53)</sup> Das bloße Zusammenleben regelt und fördert den Austausch von Gütern und Fertigkeiten und Wissen. Dem würde heute unser Verständnis eines Wirtschaftsstaates entsprechen. Wenn die Güterfülle herrscht, so glaubt man, dann sind die Menschen glücklich. Das allein ist aber noch nicht zureichend, denn wie schon der Volksmund sagt – Geld allein macht nicht glücklich. Das Wesent-

---

<sup>48)</sup> Aristoteles, Nikomachische Ethik 1107a.

<sup>49)</sup> Aristoteles, Politik 1252b26.

<sup>50)</sup> Aristoteles, Politik 1253a.

<sup>51)</sup> Aristoteles, Politik 1253a.

<sup>52)</sup> ebd.

<sup>53)</sup> Aristoteles, Politik 1280b.

liche ist vielmehr der gemeinsame Zweck einer Gemeinschaft, es geht um das Ziel, dass man anstrebt. Die wichtigste Tugend ist die *Freundschaft* als sittlich gutes Handeln. Wenn sie verwirklicht wird, dann ist das möglich, was Aristoteles als höchsten und letzten Zweck des Lebens bestimmt, die *Glückseligkeit*. Diese darf aber nicht mit dem Glücksgefühl eines Lottogewinns verwechselt werden, der ja vorteilhaft sein kann, aber der Reichtum gibt nur die Mittel zum Zweck, er ist letztlich zufällig und es kommt darauf an, was man mit den neuen Möglichkeiten anfängt.

Aristoteles differenziert die Momente der Glückseligkeit und geht von der einfachen Möglichkeit aus, dass das Leben nur zur Befriedigung der Lust diene. Diese Variante wird scheitern, weil sie auf Sand gebaut ist, denn die Lust ist nichts Beständiges und tendiert ins Maßlose – „*So tauml ich von Begierde zu Genuß, Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.*“<sup>54)</sup> Die zweite Variante der Glückseligkeit liegt dem guten Leben schon näher, es ist das politische Leben, darin geht es um die Ehre und die Tugend. Das eigentliche gute Leben aber ist erst „*das Leben der philosophischen Betrachtung.*“<sup>55)</sup> Es ist aber nicht durch den Rückzug aus der Welt und ein Verharren in Kontemplation gekennzeichnet und die wichtigste Voraussetzung dazu ist die Erringung der Muße. Wozu ist die Muße gut, wenn doch anscheinend – Müßiggang aller Laster Anfang – sein soll? Das trifft nur auf das scheinbar mögliche gute Leben nach dem Prinzip der Lust zu, nicht auf das philosophische, denn diese höchste Form der Freiheit, die, wie Aristoteles bereitwillig zugibt, nur wenige erreichen können, ist die Voraussetzung „*zur Entwicklung der Tugend wie zur Ausübung der staatsmännischen Tätigkeit*“<sup>56)</sup>.

Nur wer seine Gedanken aus dem trüben wechselnden Tagesgeschäft erheben kann, um sich dem Allgemeinen zu widmen und so den Überblick gewinnt, damit sich die Gründe der oft nur willkürlich erscheinenden kriegerischen Ereignisse offenbaren, der kann dem *cui bono* auf die Spur kommen, das Priorität besitzt in Hinblick auf jenes letzte Zitat aus der aristotelischen Politik, das ich an das Ende meiner Ausführungen zu seinen heute im Lichte des akut gefährdeten Völkerrechts mehrheitlich problematischen Aussagen zum Krieg stellen möchte, und mit dem ein Verantwortungs-

---

<sup>54)</sup> Goethe Faust I, Zeile 3249.

<sup>55)</sup> Aristoteles, Nikomachische Ethik 1095b18.

<sup>56)</sup> Aristoteles, Politik 1329a.

und Handlungsaufwurf an all jene Bürger verbunden ist, die zur Gestaltung und Verteidigung der Grundsätze unserer politischen Gemeinschaften verpflichtet, vereidigt und abgeordnet sind. „*Denn die Herren der Verfassung sind auch Herr über Bestand und Nichtbestand der Verfassung.*“<sup>57)</sup> Das sollte man heute als Warnung vor der akuten Gefahr lesen, denn der willig opportune Verzicht auf geschichtlich oft durch verlustreiche Kämpfe gewonnene politische Freiheiten und angestammte Bürgerrechte, gerade im Namen der angeblichen Verteidigung derselben, unter der Propaganda-keule eines *tausendjährigen* Kriegs gegen den Terrorismus, wird munter von der Politikergeneration vollzogen, die in der Zeit einer aufgeklärten republikanisch gewaltenteilig organisierten Freiheitswelt groß geworden ist, von der sie selbst beruflich wie privat in Überfülle profitieren konnten, in jenen seligen Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Doch werde ich nicht in einem sehnsüchtigen Misston enden, denn es wäre eine falsche Einschätzung zu sagen, dass die moderne westliche Demokratie eine sichere und ewige Sache ist. Solange sie besteht, müssen wir mit den Systemparametern leben lernen, dass die Öffnung hin zu einem freien Diskurs, zu dem die Toleranz des politischen Gegners sowie das Aufrechterhalten eines Spannungsbogens der widerstrebenden Konzepte innerhalb einer politischen Gemeinschaft oder eines Staatenbundes gehören, jener Gewinn ist, für den der Preis der prinzipiellen Selbstgefährdung zu bezahlen ist. Wenn das bewusst bleibt, laufen wir nicht Gefahr unsere Freiheit mit unserer Freiheit erkaufen zu wollen. Um den erreichten Status achtsam zu bewahren und weiter entwickeln zu können, sollten wir uns an die verschlungen erscheinenden geschichtlichen Wege erinnern, die mit allen Höhen und Tiefen bis zum ambivalenten Heute geführt haben.

---

<sup>57)</sup> Aristoteles, Politik 1329a11.